

Griechisch - ein europäisches Bildungsgut*

Unseren Kontinent Europa müsste es nicht geben. Der französische Historiker Jacques Le Goff schreibt in seinem Buch „Das alte Europa und die Welt der Moderne“ (München 1996, 9): „Die Individualisierung eines Kontinents Europa war kein Zwang der Geographie. Afrika und die beiden Amerika wurden durch den Verlauf ihrer Küsten bestimmt. Europa ist an der Spitze des unermesslichen asiatischen Kontinents, den man deshalb Eurasien nennen muß.“

Dass Europa dennoch als Kontinent besteht, ja dass es für zwei Jahrtausende als der bedeutendste Erdteil der bewohnten Welt galt, dass von hier aus sogar auf Asien, Afrika und Amerika Einflüsse ausgingen, die diese auf einen anderen zivilisatorischen Standard brachten oder zu bringen versuchten, dafür zeichnet ein kleines Volk am Anfang unserer Geschichte verantwortlich, οἱ Ἕλληνες, die Griechen. Sie haben den Teil, der wie ein Wurmfortsatz am asiatischen Kontinent hängt, nach einer ihrer mythischen Figuren, nämlich der Tochter des Phönikerkönigs, mit „Europa“ bezeichnet. Sie haben damit den westlichen Teil Eurasiens als eigenständig bestimmt, womit sie bekunden wollten, dass sich ihr Land, das Land der Hellenen, das sie anfangs mit Europa identisch setzten, erheblich vom übrigen Asien unterschied.

Die Kriterien, die sie dabei anwandten, waren offensichtlich zutreffend; denn sie wurden im Laufe der Zeit, also in den folgenden Epochen der Geschichte, tatsächlich als die Charakteristika Europas bestätigt. Sie setzten sich mit aller Kraft durch; Europa wuchs durch sie gewissermaßen Führungsqualitäten zu, oder anders ausgedrückt: Europa machte sich selbst zum Maßstab, nach dem es die anderen Kontinente beurteilte oder auch verurteilte. Dieser Europazentrismus hat sich allerdings in unserem Jahrhundert, vor allem in seiner zweiten Hälfte, als unangebracht erwiesen. In einer Welt, die über alle Erdteile hin durch die technischen Möglichkeiten zusammenwächst, im Zuge der Globalisierung, wie man

sagt, ist nicht nur der Austausch zwischen den Kontinenten erforderlich geworden, sondern auch ein gegenseitiges Verstehen und Anerkennen der verschiedenen Kulturen.

Der indische Philosoph Ram Adhal Mall fordert deshalb in seinem Buch „Philosophie im Vergleich der Kulturen“ den „interkulturellen Dialog“, d. h. „im Zeitalter der globalen technologischen Formation“ die Fähigkeit und die Bereitschaft, sich über die Identifikation mit der eigenen Kultur hinaus mit den anderen Weltkulturen auseinanderzusetzen, sie in ihrer Eigenart zu verstehen und auch gelten zu lassen. Das sei die notwendige Voraussetzung zu einer erdteilübergreifenden Kommunikation und letztlich zur wechselseitigen Toleranz unter den Menschen. Für Ram Adhal Mall muss jedoch mit dem Bemühen um ein Verständnis der fremden Kulturen das Ziel einhergehen, die früheren Epochen der eigenen Kultur zu verstehen. Ich muss mir erst der Identität der eigenen Kultur bewusst sein, ehe ich mich mit der anderen verstehend auseinandersetzen kann. „Ohne den Blick auf das Eigene kann die Begegnung mit dem Fremden nicht gelingen.“ So hat es jüngst ein Heidelberger Pädagoge formuliert.

Was macht also, so müssen wir fragen, Europa zu Europa? Was ist das Paradigma Europas, jenes kennzeichnende Element, das diesem Minimalkontinent eine solche Mächtigkeit verlieh, dass er sich seit etwa 500 v. Chr. dauerhaft von seinem weitaus größeren Gegenstück abheben konnte? Der europäische Einigungsprozess, der seit Jahrzehnten im Gange ist, wird heute zutiefst und immer mehr mitbestimmt von der Frage nach der Identität Europas. Laufend äußern sich dazu in Büchern, Vorträgen, Zeitungsartikeln, Fernsehsendungen namhafte Persönlichkeiten. Man ist sich darin einig, dass diese Identität nicht nur eine wirtschaftliche Dimension hat, sondern auch eine politische und vor allem eine kulturelle. Nikolaus Lobkowicz, ehemaliger Präsident der Universität München, stellt in seinem veröffentlich-

ten Vortrag „Die Wurzeln der europäischen Kultur“ (München 1987) drei Kräfte fest, die das Werden Europas entscheidend geprägt haben, die Griechen, die Römer und die Christen.

Die Griechen sind, naturgemäß als das Volk am Anfang, nicht nur wegen der Namensgebung, sondern auch, wie bereits angedeutet, weil sie dem Kontinent die identitätsstiftenden Wesensmerkmale zuwiesen und in ihm zur Entfaltung brachten, die ersten Europäer; im Griechischen begegnet erstmals das Wort οἱ Εὐρωπαῖοι. Die Griechen sind die Initiatoren Europas. Dies lässt sich bis in den Begriff und die Sprache hinein nachweisen. Es sind uns dafür herausragende Texte überliefert.

Herodot, der erste griechische Historiker, „der Vater der Geschichtsschreibung“, wie man ihn genannt hat, lässt vor Beginn des 2. Perserkrieges (anfangs des 5. Jht. v. Chr.) am Hellespont, also an der Schnittstelle zwischen Asien und Europa, den Perserkönig Xerxes ein Gespräch mit einem in seinem Heer befindlichen Griechen namens Demaratos führen. Während der Heeres- und Flottenparade fragt er seinen Gesprächspartner etwa folgendermaßen: „Wie können die paar Griechen drüben in Europa meiner Armee in Millionenstärke gewachsen sein? Noch dazu sind mir meine Leute - wie von der Peitsche gezwungen - gehorsam, während jene der Freiheit und Willkür ausgeliefert sind und deshalb weder Zucht noch Ordnung kennen?“ Darauf Demaratos: „Frei sind die Griechen, mein Herr, gewiss, doch nicht in allem frei, über ihnen steht als Herrscher das Gesetz. Ihre Leistungskraft kommt zustande durch „Freiheit“ (ἐλευθερία) und durch „Weisheit“ (σοφία).

In diesen beiden Begriffen treten uns hier die Werte entgegen, die für Europa konstitutiv werden sollten: die durch das Gesetz gebundene Freiheit, also die Demokratie, und die Kultur des Geistes in ihren verschiedenen Ausformungen. Damit hat Herodot eine Vision entworfen, deren Verwirklichung schon in jener Zeit einsetzte, die sich im Grunde aber bis heute nirgends in allem erfüllt hat.

Die Bedeutung der Griechen für Europa und die Welt liegt, dies dürfen wir aus diesem Herodot-

Text zusätzlich ableiten, überhaupt in ihrer Fähigkeit, Visionen zu entwerfen, also gedankliche Konzepte über Möglichkeiten des Menschen zu entwickeln und damit Zukunft vorzubereiten und zu gestalten. Lassen Sie mich dies an einigen Beispielen holzschnittartig vor Augen führen, und zwar auf den beiden erkannten Gebieten der „Freiheit“ und der „Weisheit“, also der Politik und der Kultur.

In Athen stand, wie man heute mit Recht sagt, die Wiege der Demokratie. Der Geschichtsschreiber Thukydides, dessen Werk zum Maßstab geschichtlicher Forschung geworden ist, hat ihr Ideal, ihr Modell für die Zukunft, in einer Rede des Perikles, des größten Staatsmannes der griechischen Antike, gezeichnet:

„Wir leben in einer Verfassung, die Vorbild für andere ist. Ihr Name ist Demokratie, weil sie nicht auf einer Minderzahl der Bürger beruht. Vor dem Gesetz sind bei persönlichen Rechtsstreitigkeiten die Bürger gleich. Und wie in unserem Staatsleben die Freiheit herrscht, so begegnen wir uns auch in der Privatsphäre frei und ungezwungen. Aber bei aller Weitherzigkeit im persönlichen Verkehr, verbietet uns die Ehrfurcht vor dem Gesetz, die Gesetze zu übertreten.“

Thukydides zeigt aber zugleich auch - und das ist nicht weniger visionär - die Gegenseite des Ideals, indem er in die Abgründe der menschlichen Seele hineinleuchtet, die im Übermaß der Freiheit Macht vor Recht setzt und sogar Menschen vernichtet.

Der Philosoph Platon, heute noch als einer der größten seiner Zunft anerkannt, hat, weil sein Lehrer Sokrates an den Auswüchsen der Demokratie, wie er meinte, zugrunde gegangen war, in seinem Staatswerk „Politeia“ diese Staatsform sehr gering eingeschätzt, eine Entscheidung, die für Europa weitreichende Folgen hatte. Die Römer haben die Demokratie wegen der ihr eigenen Gefahr, rasch zu einer Willkürherrschaft der Masse zu entarten, nicht zur Grundlage für die Verwaltung ihres Imperiums genommen; Freiheit spielte in der römischen Republik gewiss eine Rolle, unter der Kaiserherrschaft vergaß man aber den Begriff allmählich, Demokratie war aus dem Bewußtsein der Menschen geschwunden.

Erst 2000 Jahre später begann der Lichtfunke von Freiheit und Demokratie, der im Dunklen der griechischen Geschichte glimmte, auf der politischen Landkarte Europas wieder sichtbare Signale auszusenden. In der französischen Revolution von 1789 bekam das Wort Freiheit neben Gleichheit und Brüderlichkeit wieder Leuchtkraft und politische Dynamik. Dies geschah nicht ohne Rückbesinnung auf ihre antiken Wurzeln und nicht ohne Wirkung von Griechenland her. Seither hat sich die Demokratie als ein allerdings ganz sensibles Instrument zur Organisation menschlichen Zusammenlebens in Europa entwickelt. Die griechische Vision hat sich hier erfüllt. Demokratie ist ohne Zweifel der politische Anteil im Volumen der europäischen Identität. Deshalb sind Thukydides, Platon und Aristoteles, wie Jacques le Goff feststellt, „noch immer fruchtbare Quellen für die europäische Reflexion über die Demokratie.“

Die Griechen entwarfen ihre Visionen auch in jenem anderen Raum, der von σοφία erfüllt ist, von Einsicht, Weisheit, Vernunft, Rationalität, Wissenschaft. Zwei Beispiele mögen dies hier verdeutlichen.

Eine Schöpfung griechischer Weisheit ist der Mythos, jene erzählerische Gestaltung einer phantastischen Welt, wo sich Menschen und Götter in urtümlichen Situationen begegnen, als Hassende, voll Intrige, voll Grausamkeit und Leidenschaft, aber auch in Liebe, in Vertrauen und Treue, in gegenseitiger Fürsorge. Durch ihre Vorstellungskraft versuchten die Griechen hier zu ergründen oder sich gläubig zu vergegenwärtigen, wie es am Anfang der Welt hätte sein können. Sie projizierten ihre eigenen Sehnsüchte und Ängste in solche Bilder der Vergangenheit und schufen so unsterbliche Gestalten wie Odysseus, Ödipus, Prometheus, Orpheus und Eurydike, Sisyphus, Medea, Antigone, Cassandra, Dädalus und Ikarus, Narziss, Europa auf dem Stier. Die griechische Vision erfüllte sich hier darin, dass uns diese Gestalten und ihre Geschichten zu Erklärungsmodellen für Existenzweisen des Menschen geworden sind (auch zur Heilung der erkrankten Seele). Manchen von ihnen, wie Ikarus, Sisyphus, Orpheus und eben Europa gelten als europäische Chiffren und Symbole, in Russland ebenso ver-

wendet wie in England oder Spanien. Die allen ins Auge springende Verwirklichung des visionären Impulses, der vom griechischen Mythos ausgeht, ist zu erkennen in seinen ununterbrochen neuen Gestaltungen in Literatur, Malerei, Plastik und Musik. Man denke an Joyce, Strawinsky, Picasso, Kokoschka, Rodin, Orff, Mattheuer, Christa Wolf und viele andere.

Der griechische Mythos ist hier unübertroffen und durch nichts zu ersetzen: „Warum ist dies so?“, fragt der weltbekannte Literaturwissenschaftler George Steiner. „Wie können wir diesen außergewöhnlichen Vorrat der fundamentalen Themen und Motive, diese unaufhörliche Rückbesinnung auf griechische Stoffe und Quellen in einer positivistischen, technisch-wissenschaftlichen Ära erklären? Sind wir modernen Menschen unfähig, Mythen und beispielhafte Situationen selbst machtvoll zu bilden und zu formulieren, daß sie so beschwörend wirken wie einst in Argos oder Thessalien?“ Lassen wir diese Frage so stehen!

Der zweite Raum, in dem die griechische „Weisheit“ (σοφία) ihre visionäre Kraft entfaltet hat, ist der des Logos, der der Vernunft, der Berechnung und der Wissenschaft. „Die griechische Welt hat grundlegende Werte geliefert, die noch heute intellektuelle und ethische Instrumente für die Europäer sind.“ So wieder Jacques le Goff. Griechischer Geist bemühte sich von Anfang an, die Natur, die Physis, zu erklären, ihren Geheimnissen auf die Spur zu kommen.

Einer der ersten scharfen Denker ganz zu Beginn war der Naturphilosoph H e r a k l i t . Er dachte sich hinein in die Natur und nahm - aus den sichtbaren Erscheinungen folgernd - an, dass alles, auch das scheinbar Feste, einem ständigen Prozess des Werdens und Vergehens unterworfen ist. „Alles fließt“ und „Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen“ sind seine klassischen Sätze dafür. Aber er nahm an, dass hinter der Welt, die er als gewaltiges Kampffeld ansah („Der Krieg ist der Vater aller Dinge“), ein ordnendes Prinzip wirksam ist, ein Geist, eine abstrakte Realität, die verhindert, dass alles in Chaos versinkt, die für die Balance zwischen den Gegensätzen verantwortlich ist und damit Ordnung, Kosmos gewährleistet. Das war Heraklits Vision, die er den Men-

schen seiner Zeit und später gab und deren Richtigkeit, heute sagt man: deren Realitätsadäquanz, zu überprüfen die nachfolgenden Generationen aufgefordert waren.

Die heutige Physik hat diesen Sachverhalt der Natur durch empirische Forschung als zumindest im Ansatz zutreffend nachgewiesen. Unsere Realität, so die heutige Erkenntnis, ist nichts Festes, sondern in den kleinsten fassbaren Elementen in ständiger Bewegung, aber von einem ordnenden Prinzip gehalten. „Das Universum, in dem wir leben, würde die Merkmale des absoluten Chaos aufweisen; es wäre ein ungeordneter Tanz von Atomen, die sich verkoppeln und einen Augenblick später wieder entkoppeln würden, um unablässig in ihre unsinnigen Strudel zurückzusinken. Und da der Kosmos auf das Bild einer Ordnung verweist, führt uns diese Ordnung ihrerseits zur Existenz einer Ursache und eines Endes, die ihr äußerlich sind.“ Jean Guitton, der französische Philosoph und Theologe, der dies in seinem Buch „Gott und die Wissenschaft“ (1993) schreibt, zieht daraus im Gespräch mit zwei Physikern den Schluss auf die Existenz eines Gottes. Heraklit nannte dieses ordnende Prinzip eben Geist, Logos, der in allem waltet, die Weltvernunft.

Tritt uns in diesem Verhältnis zwischen Heraklit und der modernen Physik, so dürfen wir weiter fragen, nicht überhaupt das Gesetz des naturwissenschaftlichen Forschens entgegen? Dass man zunächst eine Vision hat, ein im Geist vorgedachtes Konzept, ein Erklärungsmodell, das man dann durch die empirische Forschung als wahr oder falsch erweist? Nicht anders verhält es sich ja bei der griechischen Atomlehre des Demokrit und Epikur und ihrer modernen „Verwirklichung“.

Es liegt auf der Hand anzunehmen, dass es ohne den griechischen Trieb zur wissenschaftlichen Erforschung der Welt, den Logostrieb zu den Erfolgen der modernen Naturwissenschaft und Technik vielleicht gar nicht gekommen wäre. Manche Forscher meinen dies; einige setzen freilich sarkastisch hinzu, dass dann der Menschheit so manches Unheil erspart geblieben wäre. Doch dies ist reine Spekulation. Feststeht, dass uns die

Griechen zur Wissenschaft hinzu noch etwas anderes gegeben haben, worauf man gerade heute großen Wert legt. Die naturwissenschaftliche Forschung ist in unserer Zeit an Grenzen gelangt, die zur Erkenntnis zwingen, dass nicht alles wissenschaftlich Machbare auch ethisch vertretbar ist. Parallel und in Spannung zur Naturlehre hat sich damals im alten Griechenland ein anderes Denken radikal stark gemacht. Es begegnet uns erstmals im klassischen Satz der Sophokles-Tragödie „Antigone“, wo das Chorlied über die Geistbegabung und Technikfähigkeit des Menschen mit folgendem kaum übersetzbaren Satz beginnt:

Πολλὰ τὰ δεινὰ κοῦδὲν ἀνθρώπου
δεινότερον πέλει.

„Vieles ist gewaltig. Nichts aber ist gewaltiger als der Mensch.“

Die Übersetzung dieser von vielen in Anspruch genommenen und zitierten Stelle ist heute so etwas wie ein Indikator für unser Urteil über den Forschungsstandard der Wissenschaft.

Die eher optimistische Deutung kommt vom Psychologen Erich Fromm (1960). Er übersetzt:

„Der Wunder sind viele. Der Wunder größtes aber ist der Mensch.“

Die eher skeptisch-pessimistische Deutung stammt vom Technikphilosophen Hans Jonas (1980). Er übersetzt:

„Ungeheuer ist viel. Und nichts ist ungeheurer als der Mensch.“

Eine ganz dunkle Färbung erhält der Satz beim Kulturkritiker Rudolf Schottländer (1966):

„Schrecken bereitet vieles - Nichts tieferen Schrecken als der Mensch.“

Diese Wiedergabe wäre zwar möglich von der Bedeutung des Wortes δεινόν („fähig, gewaltig, schrecklich“) her, sie ist aber falsch. So schrecklich haben die Griechen vom Menschen nicht gedacht. Was wollte der Tragödiendichter Sophokles lediglich sagen? Die menschliche Klugheit, seine Technikfertigkeit hat ein Doppelgesicht. Der Mensch kann, so der griechische Dichter, damit bald den guten, bald den schlechten Weg gehen. Zur Klugheit gehört die Vernunft, das rechte Maß.

Sophokles hat in dieser Auffassung sehr bald einen Partner gefunden, nämlich im Philosophen Sokrates. Dieser hat sich ausdrücklich von den sogenannten Naturforschern (φυσικοί) distanziert und es als vordringlich angesehen, bevor man sich um die Dinge am Himmel und in der Natur kümmert, zunächst die Aufmerksamkeit auf die Frage zu richten: Was ist gut, was schlecht? Was ist anständig, was schändlich? Was ist gerecht, was ungerecht? usw. Er berief sich dabei auf eine Instanz in seiner Seele, auf eine Art von göttlicher Stimme (δαμόνιον), die ihm vom Schlechten und Negativen abriet. Sokrates hat etwas Neues entdeckt, gewissermaßen ein moralisches Entscheidungszentrum im Inneren des Menschen. Das war eine epochale Tat.

Der Römer Cicero hat dies 500 Jahre später gebührend gewürdigt, indem er schrieb: „Sokrates hat die Philosophie vom Himmel herabgeholt und in den Städten angesiedelt und in die Häuser der Menschen gebracht.“ Diesen Schritt von der Natur zum Menschen hat man die „Sokratische Wende in der europäischen Geistesgeschichte“ genannt. Sokrates gilt als der Begründer der Ethik. Von ihm glaubt man heute wieder lernen zu können, dass jede Wissenschaft, besonders die Naturwissenschaft als Pendant der Ethik, der Kontrolle durch die moralische Verantwortung bedarf.

Nicht von ungefähr ist damals fast zu gleicher Zeit der Hippokratische Eid des Arztes geschrieben, in dessen Zentrum erstmals die Gedanken sowohl von der Würde des Menschen wie auch von der Ehrfurcht gegenüber dem Leben anklingen und der auch heute noch in seiner Substanz jeden Mediziner in die Pflicht nimmt. Auch Sophokles, Sokrates und Hippokrates erwiesen sich also als visionäre Denker, deren Aktualität außer Frage steht. Die Griechen haben fast gleichzeitig neben dem Logos das Ethos, neben dem Gehirn das Gewissen, neben der Wissenschaft die sittliche Verantwortung entdeckt.

Freiheit und Weisheit sind, das hat sich uns erwiesen, die Mitgift Griechenlands für Europa. Vielleicht ist durch die knappen Andeutungen auch klar geworden, wie sehr die Visionen griechischer Dichter und Denker für Politik, Kultur und Wissenschaft Europas konstitutiv geworden

sind, welchen Anteil Griechenland am Paradigma Europas hat.

Heute wird beim Aufbruch ins 21. Jahrhundert von maßgeblichen europäischen Politikern mit Nachdruck festgestellt: „Wir brauchen wieder Visionen.“ Diese Forderung ist vor allem an unsere Jugend gerichtet, denen die Gestaltung ihrer Zukunft ans Herz gelegt wird. Damit ist ein fundamentaler Bildungsauftrag formuliert, an alle Fächer der Schule gerichtet und europaweit verbindlich. Wie aber bringt man in die Herzen junger Menschen die Bereitschaft und Fähigkeit, Visionen zu entwerfen? Dass sie fähig und bereit werden, über den Augenblick hinaus Gedankenentwürfe zu machen, auf uns Zukommendes planend in den Griff zu nehmen, also Zukunft zu gestalten?

Ich meine, eine gute, weil elementare Möglichkeit dazu liegt darin, sie an den Beispielen griechischer Visionen zu trainieren, indem man sie an den überlieferten Texten die Denkmodelle der Griechen denkend nachvollziehen lässt, indem man ihnen die Erfahrung vermittelt, wie politische und geistig-kulturelle Entwicklungen Europas mit diesen ursprünglichen Gedanken der Griechen in einem kausalen Zusammenhang stehen. Sie verspüren etwas von dem, was Europa zu Europa macht.

Auf solcher Grundlage entsteht dann ohne Zweifel auch so etwas wie die Veranlagung zum interkulturellen Dialog, zum Verständnis für andere Kulturen jenseits der Grenzen Europas.

Die Zukunft verlangt - so wird immer stärker betont - nicht so sehr umfängliches Wissen, dies gewiss auch, aber noch viel mehr das Können, mit dem gespeicherten Wissen denkend, kreativ, innovativ, verantwortungsvoll und im kommunikativen Austausch mit anderen umzugehen. Griechischunterricht ist deshalb, so betrachtet und konsequent zu Ende gedacht, Europaunterricht und Zukunftsunterricht. Griechisch ist in der Tat ein europäisches Bildungsgut.

Deshalb haben wir in Bayern und für ganz Deutschland ein modernes Lehrbuch dafür verfasst, mit dem schönen und einfachen Titel: HELLAS - GRIECHENLAND. Und wir beantworten in der Werbung für das Fach Griechisch

die Frage: „Was ist heute modern?“ mit der klaren Antwort: „Griechisch ist modern!“ Der Deutsche Altphilologenverband, dessen Präsident ich bin, hat seinen nächsten Bundeskongress in Heidelberg 1998, an dem sich auch sehr viele andere europäische Nationen beteiligen, unter das Motto gestellt: „Die Wurzeln unserer Kultur - Latein und Griechisch für die Jugend Europas!“

Eine provokante Forderung gewiss. Aber warum sollten wir für die griechische Antike, die uns durch ihre Visionen das politische und kulturelle Europa in seinem jetzigen Standard großenteils ermöglicht hat, nicht auch eine Vision entwer-

fen dürfen, nämlich die, dass das Fach Griechisch zumindest als Angebot in allen Nationen Europas erhalten oder geschaffen wird. Dies sind wir der Jugend schuldig, dies sind wir Europa schuldig und dies sind wir nicht zuletzt den Griechen schuldig.

* Festvortrag, gehalten am 18. 7. 1997 in München anlässlich der Gründung der Stiftung PALLADION zur Förderung der griechischen Bildung, Kunst und Kultur - in Anwesenheit des griechischen Außenministers Georgios Papandreou.

FRIEDRICH MAIER

Zum Melanchthon-Jahr 1997

Deutschland gedenkt in diesem Jahr eines Altphilologen mit einer Vehemenz, wie sie diesem Berufsstand sonst gegenwärtig nicht zuteil wird. Eine Gedenkmünze ist ihm zu Ehren geprägt worden, eine Briefmarke herausgegeben, in über 80 Großveranstaltungen und unzähligen anderen wird seiner gedacht - alles unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten. Können sich Altphilologen bessere *public relations* wünschen? Wenn man etwas näher hinschaut, fällt einem eine erstaunliche Tatsache auf: Jene Tat, mit der sich der Gefeierte am tiefsten in die deutsche Geistesgeschichte eingeschrieben hat, wird auf keiner der zentralen Zelebrierungen gewürdigt, wird nur nebenbei im Rankenwerk der Feiern erwähnt.

Denn als Theologe wurde er zwischen den streitenden Eiferern zerrieben und verschlissen, als Autor in großen Folianten beerdigt, als Humanist von anderen weit überstrahlt. Dass er aber das Griechische in das deutsche Schulwesen eingenistet hat, das hat eine Spur hinterlassen, die, sei sie noch so dünn geworden, bis in unsere Tage reicht. Für diese Tat lässt sich die historische Weltsekunde genau angeben: der 29. August 1518. An diesem Tag hält der Einundzwanzigjährige seine Antrittsvorlesung vor den Studenten der Universität Wittenberg „*de corrigendis adolescentiae studiis*“¹ und erobert mit der Glut seiner jugendlichen Begeisterung Jung und Alt in einem Schlage. Luther ist von ihm hingerissen zu einer lebenslangen Freundschaft, die jungen

Scholaren strömen ihm zu, um Griechisch zu lernen. Schon zwei Jahre später sollen 500-600 Studenten in seinem Griechischkolleg gesessen haben, die bald danach die neuen protestantischen Gelehrtschulen mit Leben erfüllten. Hören wir kurz zu: *In primis hic eruditione Graeca opus est, quae naturae scientiam universam complectitur, ut de moribus apposite ac copiose dicere queas. Plurimum valent Aristotelis Moralia, Leges Platonis, Poëtae, atque ii sane, qui et optimi sunt, et in hoc legi possunt, ut animos erudiant. Homerus Graecis fons omnium disciplinarum ... Superest igitur, Iuvenes, ut audiat, quamquam ita se res habeat, et difficilia sint, quae pulchra sunt, tamen ita vincet industria difficultatem, ut longe minore impendio bona quam mala vos sperem assecuturos ... Modo succisivas aliquot horas Graecis date, ego faxo studio ac labore meo, ne opera vos vestra frustretur ... veteres Latinos colite, Graeca amplexamini, sine quibus Latina tractari recte nequeunt.*² Die in die Rede eingestreuten griechischen und hebräischen Zitate scheinen die Begeisterung noch geschürt zu haben, obwohl sie fast allen unverständlich sein mussten.

Hat Philipp Melanchthon als Archeget des Griechischen uns heute noch etwas zu sagen? Trotz der beachtlichen Editionen und der Bücherfülle zum Jubiläumsjahr ist der originale Zugang zu ihm für eine breitere Öffentlichkeit unter den Interessierten schwer zu finden. Nur ein einziger